

was der Urwald und die unbefruchtete Natur aus sich selber dar-
bietet. Verliert das Kapital aber schon auf dem bekannteren
heimischen Boden sehr leicht den Überblick und folgen sich selbst
da trübselige Heberanlage und vollständiger Stillstand, so ist die
kolossale Entwicklung von jeder noch viel unbedeutender gewesen.
Triebe der rapid wachsenden Kaufmannschaft der Elektrotechnik, der
Fahrrad- und Automobilindustrie, der Gummiwaren aller Art
die Preise für Parakautschuk, die durch die Krisis von 1907 auf
7 Mk. herabgedrückt waren, auf 11 Mk. in 1908, 10 Mk. in 1909
und 8 Mk. in 1910 empor, so brach an den verschiedensten Stellen,
vor allem in London, ein tolles Gründungsfeber für Kaufmann-
plantagen und eine unhaltbare Kurssteigerung in Plantagenaktien
aus. Nach dem „Berliner Tageblatt“ wären in London allein im
Jahre 1910 mehr als 280 Gesellschaften dieser Art mit einem Kapital
von ungefähr 900 Millionen Mark gegründet worden; im ganzen
sollen etwa anderthalb Milliarden Mark englischen Kapitals auf
diesem Gebiet angelegt sein. Viel zu viel, um nicht den Weltbedarf,
trotz seines außerordentlichen Wachstums, im Augenblick weit zu
überholen. So fielen die Preise von neuem: bis auf 12 Mk. in
1911, 10 Mk. in 1912, und Mitte August war sogar der Preis von
8,50 Mk. vorherrschend. Brasilien, eine ganze Reihe von Kolonien
haben bereits Pflanzaktionen eingeleitet: Steuern und Zölle erlassen,
Kolon- und Ausbeutungsbefugnisse erteilt, Kredite zur Ver-
fügung gestellt. Auch eine starke Anregung zur Vermehrung des
industriellen Verbrauchs erwartet man von der außerordentlichen
Verbilligung des Rohstoffs. Indes sind diese Zukunftsprognosen,
und für Banken und Finanzkapital bedeuten alle diese Vorgänge
nur eine dringende Mahnung zur Vorsicht mehr.

Eisen und Kohle.

Nach der gleichen Richtung weist das weitere Abdröckeln der
Eisenpreise, wenigstens in Deutschland. Die Ende Sep-
tember endlich erfolgte Preisüberhebung des Roheisenverbandes war
ein notwendiges Zugeständnis an die verarbeitenden Industrien,
die jeder ihren Preisverlös immer weiter zusammenschwinden sehen.
Denn in dem Jahre zwischen dem 20. September 1912 und dem
18. September 1913 waren an der Düsseldorf-Produktionsstätte die
Preise pro Tonne herabgegangen: für gewöhnliches Stabeisen um
27 Mk. (statt 123 bis 126 bis 100 Mk.), für Bandstahl um 20
Mk. (statt 142,50 bis 147,50 Mk., 122,50 bis 127,50 Mk.), für
Großblech und Kesselblech um 26 Mk. (statt 132 bis 135 bzw.
142 bis 145 Mk. nur 106 bis 110 bzw. 116 bis 120 Mk.), für Fein-
blech um rund 20 Mk. (statt 142,50 bis 147,50 Mk., 122 bis 127
Mk.). Am 4. Oktober notieren die meisten dieser Erzeugnisse
nochmals um 2 und mehr Mark niedriger, und die Düsseldorf-
Börsepreise decken sich in keiner Weise mit der niedrigsten Preis-
grenze, wie sie bei direkten Abschüssen häufig genug zutage tritt.

Die durchschnittliche Preisermäßigung des starken Roheisen-
verbandes beträgt jedoch mit 2 bis 4 Mk. nur die Hälfte der letzten
Preisrückgehungen, da bereits eine Steigerung für das zweite Halb-
jahr 1912 in Höhe von 2,50 bis 3 Mk. vorangegangen war. Das „So-
zialistische“ ist hier vollends bisher nicht erwischen, mit seinen
Forderungen herabzugehen. Der alte Gegensatz zwischen roh- und
herausführenden Verbänden und weiterverarbeitenden Werken
wiederholt sich also auch bei dieser Krisis, nur nicht ganz so scharf
wie vor allem im Anfang des Jahrhunderts und dann nochmals
in den Jahren 1907/08.

Schiffahrtsgesetze.

Der Passagerepoil für den Zwischendeckverkehr der im
nordatlantischen Dampferlinienverband vereinigten Gesellschaften
und der Frachtpool ist tatsächlich zum 31. Dezember ge-
lündigt worden; der erste von der Hamburg-Amerikanische aus,
der zweite vom Norddeutschen Lloyd. Ob dies zu ersten, großen
Kämpfen führen wird, ist noch immer zu bezweifeln.
Berlin, 12. Oktober 1913.

Max Schippel.

Christliche Gewerkschaftskorruption

Dokumente zur Beurteilung der christlichen Gewerkschafts-
bewegung.

III.

Und nun kommt das, was uns schon lange gefehlt hat.
Ein christlicher Beamter, der lange Jahre in der christlichen
Gewerkschaftsbewegung in führender Stellung gewesen ist,
weist uns in die ganze verworrene und arbeitserfindliche
Taktik der christlichen Gewerkschaften bei Lohn- und
Streikbewegungen näher ein und belegt seine Dar-
stellungen mit wichtigen Dokumenten. Mag Schiffer getrieben
haben was er will, es spielt immer nur die eine Persönlich-
keit die Rolle, wenn auch eine sehr schlimme. In folgenden
Ausführungen wird aber die gewerkschaftliche Verblümung
der christlichen Organisation so deutlich gezeigt, daß wir
wünschen, es möge die Köhlingische Broschüre von jedem, vor
allen Dingen von den christlich organisierten Arbeitern ge-
lesen werden. Neues wird uns allerdings nicht gesagt, aber
daß es aus heraufem Munde uns gesagt wird, darin liegt
die Bedeutung. Ein Wissender und Beteiligter spricht sich
aus. Dem Verfasser der Broschüre war nach seiner Ver-
nehmung nach dem Elch vom Zentralvorstand vorgeworfen
worden, daß es ihm in seiner Tätigkeit als Bezirksleiter an
der nötigen Begeisterung fehle. Köhling gibt das zu und
führt zur Klärung dieses Vorwurfs aus:

Der kann sich denn an den trostlosen Verhältnissen be-
quämen. Trostlos ist die Lage in Elch, trostlos die im ganzen Ver-
bande. Seit vier Jahren sollen wir 30 000 Mitgliedern ent-
gegenwärtigen und — hab mittlerweile wieder unter 40 000
herabgesunken. Dabei mehren sich die Veranlassungen durch Ver-
trauenslose in bedauerlicher Weise.“

Dann heißt es weiter:

Und wie geht es mit der Hilfe unserer „Freunde“ aus dem
bürgerlichen Lager? Die lassen sich gewöhnlich nicht aus ihrer Ruhe
bringen, mögen die Verhältnisse der Arbeiter auch noch so schlecht
sein. Die Hauptfrage ist, daß die Arbeiter „brav“ bleiben. Aber
wenn die „Reise“ da sind und die Arbeiter organisiert haben, dann
erinnern sich die „Freunde“ nicht, finden sogar den Weg zum Ge-
werkschaftsbesitz. Ist aber die „Reise“ vorüber, dann ist es
in der Regel bei unsern „Freunden“ auch mit der Begeisterung für
unser Bewegung vorbei. Soher soll dem Leiter eines Außenbezirks
denn die Begeisterung kommen? Begeisterung ist das Kennzeichen
des jugendlichen Kriegers. Der Leiter des Außenbezirks kann aber
keine Siege feiern, weil er keine Schlachten zu schlagen vermag.
Wie die Seele des Schlachtfeldes hat er keine andre Wahl, als
hinter den Formations der freien Gewerkschaften dreinzukriechen,
an weiches das zu erben, was von jenen nicht erben werden
kann oder von jenen — nicht gewollt wurde. Begeisterung? Ein
maximaler 3. Schmeißel hat mich beschließen, wenn an
solchen „Überwachungsstellen“ die Hände der organisierten Arbeiter
so weit ausstrecken, daß uns gerührt waren, weil die Arbeiter es
nicht wollten. Ich bin, daß man aus „Christlich“ nur gerufen hatte,
weil die Arbeiter an den Kapitalismus rüchteten. Keine
Frage habe ich nach Köhling's erwidert. Aber Begeisterung? Die
ist mir nicht. Wir haben jeder jedes Verhältnisses für eine Be-
reicherung, die mich heute zum radikalen Danksänger und morgen
zum radikalsten Bremser herabziehen soll. Und beide Zustände
sind der Leiter des Außenbezirks in höchster Vollendung beifügen,
so daß die „Freunde“ „Verständlichen“ es gerade erfordern.

Ja Köhling der ehrliche Mensch, für den er sich ausgibt,
dann kann man ihm nachsehen, wie in ihm die Begeisterung
für die Sache, die er zu verteidigen hatte, sinken
kann. Er ist aber noch nicht mit seinen Bloßstellungen fertig.
Köhling berichtet weiter, wie der Zentralvorstand des christ-

lichen Textilarbeiterverbands dort Streiks zu entfachen
sucht, wo die christliche Organisation nur einen sehr ge-
ringeren Bruchteil, aber der freie Deutsche Textil-
arbeiterverband die große Mehrzahl der Arbeiter orga-
nisiert hat. Hohnlachend erklärt man sich auf christlichen
Beamtenkonferenzen, wie die Aufgabe gelöst wird, „den
Knoten an Feuer zu machen“, das heißt,
Arbeiter in den Streik zu hegen, wo es dem christlichen Ver-
bande wenig oder gar nichts kostet, wo er aber glaubt, Projek-
tanten schaffen zu können. Diesen Zweck hat auch seinerzeit
das in Forst i. L. verbreitete christliche Flugblatt mit der
Ueberschrift: „Jetzt oder nie!“ erfüllen sollen. In einem
in der Broschüre abgedruckten Schreiben des Zentralvorstands,
das an Köhling gerichtet war, wurde dieser aufgefordert,
die gleiche schuftige Taktik, wie vorhin gekennzeichnet, an-
zuwenden. In Obereisach war im Jahre 1911 ein Streik
ausgebrochen, an dem hauptsächlich der freie Textilarbeiter-
verband mit seinen Mitgliedern beteiligt war, die christliche
Organisation kam nur mit 5 Mitgliedern in Betracht. Nur
„vorsichtig arbeiten“ — heißt es im Vorstandsbrief —
damit dieser Streik möglichst in die Länge gezogen werden
kann. Wo aber, wie in Druseheim, von 120 Arbeitern
106 christlich organisiert waren, wurde vom Zentral-
vorstand der Befehl erteilt, um Gottes willen in keinen Aus-
stand zu treten. Aber Köhling war noch nicht sittlich ver-
kommen genug, sich dieser sich „christlich“ nennenden, in Wirk-
lichkeit aber verberischeren Gewerkschaftstaktik zu unter-
ziehen. Ihm fehlte die „Begeisterung“, das infame Spiel
mitzupielen. Es kommt noch besser. Köhling schreibt weiter
in seiner Broschüre:

Schließlich soll der Beamte des christlichen Verbandes auch noch
alle Begeisterung schwärmen für eine solch unwürdige und beschä-
mende Rolle, wie sie mir und allen andern Beamten aus Anlaß des
letzten Krefelder Färbereistreiks zugemutet wurde. Als
die „Christliche Streiktaktik“ beim Krefelder Färbereistreik nicht schnell
genug zum Erfolg, d. h. zur Niederschlagung der Klassenbewegten Ar-
beiterchaft, führte, da wurden sämtliche Beamte des Verbandes von
der Verbandsleitung aufgefordert, Streikbrecher auf Kosten des Ver-
bandes nach Krefeld zu liefern.

Das betreffende „Kulturdokument“ hat folgenden Wort-
laut:

Zentralvorstand der christlichen Textilarbeiter Deutschlands
(Zentralstelle Düsseldorf).

Düsseldorf, den 8. April 1913.

An die Beamten unseres Verbandes!

Werte Kollegen! Die Situation liegt in Krefeld zurzeit so,
daß alles getan werden muß, um dem Deutschen Textilarbeiter-
Verbande eine Schlappe beizubringen, das ist für uns von der
größten Bedeutung. Es kommt zurzeit alles darauf an, eine hin-
reichende Zahl von Arbeitern in die Färbereien zu dirigieren.
Es werden dort auch ungelernete Arbeiter in großer Zahl an-
genommen. Der Lohn beträgt, je nach dem Alter, 18 bis 25 Mk.
die Woche.

Wir bitten die Kollegen, uns umgehend mitzuteilen, ob aus
dem obigen Befehl auf Zusatz nach Krefeld gerechnet werden
kann, sei es auch nur auf 4-6 Wochen. Die Fahrkosten trägt
der Verband.

Mit freundlichem Gruß

Die Zentralstelle.

NB. Dieses Zirkular muß streng vertraulich behandelt werden!

In bezug auf die mir durch vorstehendes Schreiben übertragene
Aufgabe muß ich mich einer großen Pflichtverletzung beschließen,
weil ich nicht nur keine Streikbrecher besorgt, sondern das Schreiben
unverantwortlich ist. Mein Mangel an „Begeisterung“ trat hier kraft
in die Erscheinung. Um sich für solche „Arbeiten“ begeistern zu
können, muß man ein jedes Klassenbewußtsein vorher erloschen sein.
Im nächsten Geschäftsbericht des Verbandes aber werden die
Ausgaben für die Pflanzung der Streikbrecher als „den Arbeitern
direkt wieder zugute gekommene Ausgaben“ verbucht stehen. Dann
können sich auch die Mitglieder an der „praktischen Ver-
bandsarbeit“ begeistern.

So etwas muß man zweimal lesen. Arbeiter in die
Streiks hegen, wo sie freigeordnet sind, damit der Deutsche
Textilarbeiterverband tüchtig Streikunterstützung zu zahlen
hat, will er den Streik abbrechen, weil er glaubt, das Ent-
gegenkommen einer Firma genüge, um den Streik aufzu-
heben, dann heißt es tüchtig ins Feuer blasen, den Ausstand
in die Länge zu ziehen suchen. Gleichgültig, welche wirt-
schaftlichen Folgen das für die Arbeiter hat. Streiks christ-
lich organisierter Arbeiter müssen möglichst vermieden werden.
Das von den christlichen Mitgliedern
aufgebrachte Geld braucht man zu andern
Zwecken, zur Bekämpfung der freien Gewerks-
schaften und für Streikbrechertransporte.
Der Jubel in den Kreisen der christlichen Gewerkschaftsführer
will kein Ende nehmen, wenn mit Christen „hilfe“ die frei-
organisierten kämpfenden Arbeiter unterliegen und die
Unternehmer triumphieren können.

So sieht die Taktik der christlichen Gewerkschaften bei
Lohn- und Streikbewegungen aus. Aber wundert wir uns
doch nicht darüber!

Alles, was uns Köhling in seiner Broschüre vom christ-
lichen Textilarbeiterverbände zu sagen mußte, liegt im Wesen
der christlichen Gewerkschaften. Eine Organisationsrichtung,
die gegründet worden ist, die Aktionskraft der modernen
kämpfenden Arbeiterbewegung zu schwächen, kann nicht mit
ehelichen und reinen Massen kämpfen, frei und offen auf
den Plan treten, wo der Kampf zwischen Kapital und Arbeit
ausgespielt wird. Es ist der Danksagung der christlichen
Gewerkschaften, sich mit allen Mitteln der Bosheit, des Ver-
rats, des Treubruchs den Millionen Arbeitern entgegen-
zustellen, die sich den freien Gewerkschaften und der Sozial-
demokratie angeschlossen haben. Dies ist, was uns auch die
Köhlingische Broschüre zeigt, und darum wünschen wir ihr die
weiteste Verbreitung.

Die Gliederung von Frontflächen.

Von Friedrich Sack, Architekt.

[Nachdruck verboten.]

ATK. Je größer die Längen- und Höhenabmessung eines zu
errichtenden Gebäudes ist, um so schwieriger wird es, die Eintönig-
keit der Frontgliederung zu vermeiden. In der Regel ergibt die
Raumdisposition im Innern in mehreren Geschossen übereinander
eine lange Reihe gleichartiger, häufig sogar gleichmäßiger Leis-
tungen, die durch parallel gestaffelte Wandflächen voneinander
getrennt sind. Diese langen und breiten Streifen über und unter
den Fenstern, und die Pfeilerflächen zwischen denselben, durch
Gliederung zu beleben oder die Bestimmungen der Bestimmung der
Räume und der inneren Organe gemäß zusammenzufassen, ist eine
der schwierigsten Aufgaben des Architekten. Sie hat aber nichts mit
der Gliederung der Massen zu tun; denn wo die Anwendung von
Eckern und Balkonen, Türmen und Vorsprüngen, sowie das Zurück-
treten des Vorzuges einzelner Gebäudeteile ausgeschlossen ist, kann man
sogar gar nicht von der Gliederung der Baumassen, sondern nur noch
von einer Gliederung der Flächen sprechen. Bei großen Verwal-
tungsgebäuden, Schulen, Gerichtsgebäuden, den meisten großstädti-

chen Wohnhäusern usw. vermögen übrigens auch Balkone oder
Eckern, sofern sie überhaupt vom Auftraggeber gestattet werden, die
Eintönigkeit nicht völlig zu beheben, wenn nicht auch eine abwechslungs-
reiche Flächenbehandlung hinzukommt. — Denn auch eine lange Reihe
von Balkonen einer Häuserfront muß bei schematischer Behandlung
der Aufgabe einträglich wirken, wie dies z. B. die Berliner Miets-
kasernen beweisen.

In gewissem Maße ergibt schon das Material von Natur eine
mehr oder minder belebte Struktur der Oberfläche, und es war schon
immer das Bestreben der Architekten, die Mittel, die uns die Natur
an die Hand gibt, in ein System zu bringen.

Eintönige Regelmäßigkeit ist beim gewöhnlichen Felsstein, wie
auch beim rohen Haussteinbau von selbst ausgeschlossen. Wenn nun
auch diese Methode, Feldsteine und rohgehauene Steinstücke irgend-
welcher Art durch Mörtel und kleinere Steinchen zu verbinden, im
allgemeinen für Stadthäuser wenig geeignet ist, so sehen wir doch
an alten Stadtmauern, Festungswerken usw., daß diese simple
Methode jedenfalls tauglich ist, Flächen in recht interessanter Weise
zu beleben, ihnen einen kernigen, resoluten Charakter zu geben; und
vielfach haben sich auch moderne Meister, sofern es die Bestimmung
des Bauwerks zuließ, dieser beschriebenen Technik, namentlich für das
Sodalmauerwerk, bedient. Dabei hat man natürlich auf die Um-
gebung, die Landschaft, Rücksicht zu nehmen.

Im allgemeinen verlangt aber schon der angewendete Kunststil
regelmäßig behauene prismatische Steinblöcke, und die Konstruktion
der Mauern im rechteckigen Verbands ergibt die zahlreichen horizon-
talen und vertikalen Fugen, deren Eintönigkeit nun auch eine Unter-
brechung verlangt. Im übrigen erfordert schon die Konstruktion des
Mauerwerks regelmäßige Steinflächen; wo aber die Front-
flächen verputzt sind, fällt selbst die Belebung der Flächen durch
Horizontals- und Vertikalfugen fort.

Der Putzbau ist eine Nachahmung des Steinbaues; die Stilebe-
rungen, die wir an Putzfasaden bemerken, sind im allgemeinen auf
die Steinarchitektur zurückzuführen, und nur vereinzelt finden wir
Versuche einer selbständigen Putzarchitektur. Jedenfalls müssen wir
vom Naturstein ausgehen.

Die Frontwand wird aus regelmäßig behauenen Steinen ge-
bildet; die Schichtlagen sind abgegliedert, schraffiert, gekräftigt oder
gestoht — selten poliert. Diese Arbeitsmethoden sind an sich wohl
geeignet, die Struktur des Steins zur Erscheinung zu bringen, aber
die Aufgabe des Architekten ist es, diese Mittel im interessantesten
Wechsel und der Aufgabe der einzelnen Bauglieder angepaßt anzu-
wenden.

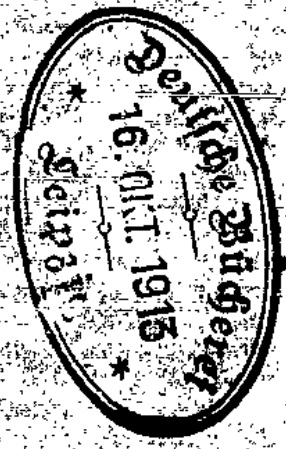
Früher war man bemüht, die glatte Mauerfläche durch Abkanten
oder Fasen der Steinblöcke an den Rändern zu unterbrechen. Diese
Methode ist ununterbrochen seit der Zeit der italienischen Renaissance
in Anwendung und man findet sie an den meisten italienischen
Palästen. Sie bildet eine benutzte Abwechslung von dem Stil der
byzantinischen Architekten, die durch Anwendung von farbigen Ein-
lagen Abwechslung erstrebten. Die behauenen Ränder scheinen den
deutschen und englischen Architekten gefallen zu haben, ebenso wie
Säulen mit facettierten Flächen und Säulen mit abwechselnden
zylindrischen und polygonalen Trommeln; letztere sind heute wieder
sehr beliebt. Auch schwere Gesteine sowie mit Blossenwerk verzierte
Arbeit wurde tausendfach nachgebildet. Das Festhalten an dieser
Art Gliederung gibt namentlich der englischen Architektur
jene Gleichförmigkeit, die man ständig an ihr kritisiert hat. Auch
in Deutschland wird, zumal bei Renaissancebauten, das Abkanten
der Steine und die Anwendung der Fasen noch in recht umfassen-
der Weise gepflegt.

Die italienischen Architekten des Mittelalters wandten außer
der Randabspaltung zur Erzielung von Reichhaltigkeit auch noch
verschieden gefärbten Stein in abwechselnden Reihen an. In andern
Ländern ist man ihrem Beispiel selten gefolgt und es besteht große
Meinungsverschiedenheit hinsichtlich der künstlerischen Wirkung
dieser Mittel.

Johann Ruskin hat in den „Steinen von Venedig“ sich mit dieser
Frage der Flächengliederung der Fronten beschäftigt. Er sagt, daß
kein Gegenstand dem Streite unter Architekten mehr Spielraum ge-
währt als die Dekorierung der Fronten, weil sie nicht aus der Kon-
struktion hervorzunehmen scheint. Sie sei ein allgemeines Feld für
Experimente mit Flächenornamenten mannigfaltigster Art. Dennoch
kann man wohl sagen, daß eine Art Dekorierung existiere, die der
Natur der Mauerkonstruktion entspreche. Denn es sei vollkommen
natürlich, daß verschiedene Arten in Schichten angewendeter Steine
von verschiedener Farbe seien. Daher sei die Einführung horizon-
taler Farbstreifen oder von Licht- und Schattenstreifen zu rechtfertigen.
Ferner betonte diese Streifenbildung die horizontale Aus-
dehnung des Raumes gegenüber dem Emporfahren des Bauwerks.
Deutlich betonte Streifen könnten der Aufgabe der Wand, den Raum
zu umschließen, mehr Nachdruck verleihen, und darin bestände ihr
Reiz. Im übrigen erinnerte die Schichtung an die natürlichen Ge-
steinslagen im Gebirge.

Ich meine, daß philosophische Betrachtungen die Wirkung der
Architektur auf das Auge nicht wesentlich fördern können, und daß
für die Architekten nicht die Rolle des Steins in der Natur, sondern
allein seine Aufgabe im Bauwerk in Betracht kommen kann. Aber
die Ausführungen Ruskins sind zum Teil auch von großer Be-
deutung für den Praktiker. Er verdammt die Praxis, in die Mauern
Steine mit abgeschwächter Umrandung zu setzen, oder Blossenwerk
anzuwenden. Er fügt hinzu: „Aber, so wird man fragen, warum
sollen die Linien, welche die Trennung der Steine markieren, falsch
sein, wenn sie gemeißelt sind, und richtig, wenn sie durch Farbe
markiert sind? Zunächst, weil die Trennung durch Farbe eine natür-
liche ist. Man baut mit verschiedenen Arten von Steinen, von denen
die eine wahrlich einträglich kostspieliger ist als die andre; teures Material
wird man, da man das Gebäude nicht ganz aus diesem errichten
kann, nur in breiteren Streifen arrangieren. Aber das Reizeln
der Steine ist ein vorläufiges Begreifen von Zeit und Arbeit und
entsteht dabei das Gebäude. Es kostet viel, einen dieser Felsenblöcke
in die rechte Form zu bringen, und wenn es geschehen ist, so ist das
Gebäude gerade um so viel an Stein schwächer, wie von seinen Fugen
weggehauen ist.“ (Man beachte: Die Idee, daß der Stein merklich
schwächer durch eine Randabspaltung wird, würde einem Praktiker
wohl kaum aufstoßen.) „Und zweitens, weil gerade Linien häufig
sind als Linien an sich, aber hervordauernd als Grenzen farbiger
Räume; und die Fugen der Steine, die unangenehm im Verhältnis
ihrer Regelmäßigkeit wirken, sind durchaus angenehm, wenn sie durch
Farbenabwechslung markiert sind.“

Diese Ausführungen des berühmten englischen Kunstkritikers
greifen schon mehr in die Aufgabe des praktischen Baumeisters ein,
und so dürfte es auch interessieren, was er von der Gliederung und
Belebung der Frontflächen durch die belebten Fugen zu sagen weiß.
Er findet in dieser Arbeit schwache Spuren einer Imitation organi-
scher Elemente. „In einigen der besseren französischen Gebäude aus
dem 18. Jahrhundert hat das Blossenwerk einen deutlich floralen
Charakter, wie eine Degradation von Blattwerk des französisch-
gotischen Flammenstils; und einiger der modernsten englischen Archi-
teten scheinen sich die ausgefallenen Fäden der Elefanten als Modell
genommen zu haben. Aber meistens hat es nur Nehmlichkeit mit den
Grüßsimphen, wie sie der Mezzanum aufwirft. — Manchmal wird
angenommen, daß das Blossenwerk den Steinen des Fundaments
einen Anzeichen von Solidarität verleihe. Dem ist nicht so, wenigstens
nicht für einen Mann, der das Aussehen eines harten Steins kennt.
Durch Blossenwerk kann man einem guten Marmor oder Granit das
Aussehen feuchten Schlammes verleihen, der von Sandalen durch-
zogen ist, oder das Aussehen halbgelobtenen Luftstoffs mit schwacher
Stalaktitenabsonderung, oder nurischen Lehmsteins, der mit feinsten
Absonderung seines eigenen Schwebes bedeckt ist, nur nicht die
Wirkung von Felsgestein, aus dem die harte Welt gebaut ist. Auch
die Natur versteht ihre Ornamente nicht mit Blossenwerk. Glatte
Fugen von Felsgestein, welche wie Meeresschwämme und unter dem
Dammmer klingen wie eine eiserne Glocke, das ist ihr Charakter für
den Sockelbau. — Manchmal bildet die Natur auch Kunst (Blossen):
trümeligen Sandstein, dessen Wellenlinien mit rotem Lehm aus-

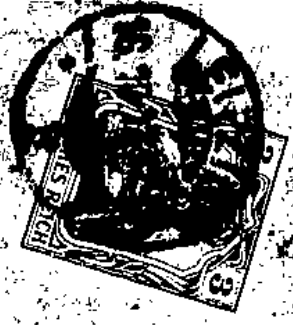


Herrn

Deutsche Bucherei
des Rosenvereins der deutschen Buchhändler
Leipzig

Zentralverband der Steinarbeiter Deutschlands

Leipzig, Volkmann, Buchhändler, Nr. 14.



Werk machen. Aber der rechte Mittel nutzen, während in der band des Stillstands jedes Mittel fehlschlägt.

In der Farbenfabrik.

Ich stehe in einem riesenhaften quadratischen Hof. Häuser hoch über mir rollt auf langer Stahlträgerbrücke ein mächtiger Kran, die Räder seiner Gleitbahn stehen weit auseinandergepreizt, einer am Ufer des Stroms jenseits der Straße und außerhalb der Fabrikmauer, der andre hier mitten im Hof. Unermüdlich saufe das seine Drahtseil des Krans auf und ab, es schleppte dunkle braune Erde aus dem Schiff auf den Hof, ein Rohprodukt bestimmter Grundfarben. Rechts geht es in einen langgestreckten Schuppen, hier lagern Unmengen von Rohsalz, die das Niesenerwerk braucht.

Die Farbenfabrik braucht noch viele andre Rohprodukte und Halbfabrikate. Wir sprachen schon davon, als den Spaziergang durch die Kaserne galt. Eben sind einige Wagons Eisenstillschläuche angekommen. Früher war das Ausladen dieser harten kleinen Eisenstillschläuche und ihre Lagerung im Vorratsraum sehr einfach. Man nahm zwei oder drei Arbeiter, gab ihnen Schuppen in die Hand und überließ sie ihrem Schicksal in den arbeitsreichen Wäldern feinsten Stahlstaubs. Aber die verarmten Arbeiter sind wohl bei solcher Tätigkeit zu ausdringlich lebendig geworden. Sie warfen sogar die Schuppen weg und hungerten lieber, als daß sie festes Eisen fressen wollten! So kam der berühmte Stieg der Technik. Heute sitzt oben im Kranhäuschen ein Maschinenführer, an der Kette seines Krans hat er die dicke große Zungenplatte, mit ihr klafft er in den Wagon, wenn dann die Kette nach oben zieht, hängen an der dicken Wagnerschleife in armen Strahlenbücheln die Eisenstillschläuche. Jetzt geht die Geschäfte aus- und einwärts.

Eins der wichtigsten Rohprodukte ist in der Farbenfabrik die Schwefelsäure. Unheimlich klingt das Wort. Die Abteilung für Schwefelsäure ist eine Riesenhalle, dazwischen stehen die gewaltigen Apparaturen hintereinander, sie lassen nur einen breiten Mittelgang längs durch die Halle frei. Überall riesenhafte Röhren, lange Stahlschläuche, buntlich gewundene hohle Eisenstangen, miteinander saugen sie sich zu Geschloffenen und ausgeflochtenen Gefäßen aus, auf denen dickflüssige Säuren und saubere Stellräder sitzen, die verschwinden hinter heimlich surrenden Rasteln und feindlich gemalten benachbarten Stahlschläuchen. Ein Arbeiter hat da unten mit einem Stellhorn zu tun, plötzlich steigen misfarbene Dämpfe in die Luft, der Arbeiter hustet, es ist Schwefelsäure, die rauchend absteigt, sich in der Luft rasch verflüchtigt. In einer andern Abteilung ließ ich mir von dem sachgelehrten Betriebsleiter die Funktion der Schwefelsäure bei der Alizarinherstellung erklären. Ich habe es angeschlossen, — will aber damit nicht sagen, daß ich es deswegen verstanden hätte: Es wird Anthracin (wir kennen es von der Kokerie her) mit chromsaurem Kali und verdünnter Schwefelsäure behandelt, da kommt Anthracinon heraus, dies wieder wird mit rauchender Schwefelsäure beladigt; aus dem so erhaltenen Gemisch von Sulphorsäuren mit Nagnatron wird zuerst anthracinonmonosulfosaures Natron, später bei vollständiger Neutralisation anthracinondisulfosaures Natron. Das ist verflüchtigt Fremdwort wird zu Alizarin verarbeitet, das letztere liefert bei gleicher Behandlung Flavopurpurin und Isopurpurin. Mit dem ersten geht das so zu: Wird das anthracinonmonosulfosaure Natron mit Nagnatron zusammen erhitzt, rührt man chlorures Kali dazu, gibt das unter hohem Druck und harter Hitze zusammen, dann entsteht:



aus diesem Buchstaben- und Verhältniszahl-Poluspolus wird das Alizarin durch Säure gefällt, dann noch mit Wasser gewaschen und kommt so als Farbenschmiere oder Paste auf den Markt. Die Herstellung aller organischen und anorganischen Farbstoffe, alle die wichtigsten Zwischenprodukte der Feinchemie, die Alizarinfarbstoffe, Anilin- und Azofarbstoffe, eine große Reihe pharmazeutischer Produkte, wie Aspirin, Veronal und Somatocin — alle in ihrer komplizierten Entstehung, Umgestaltung und Herstellung nur in theoretischen Lehrbüchern der Chemie zu beobachten. In gewissen Stellen der Produktionsphasen kann das neugierige Auge die sich fortgesetzt umwandelnden chemischen Grundstoffe rasch einmal einen Moment lang beobachten. Das geheimnisvolle Jällen, Ausfälligen, Binden, Waschen, Pressen, Verflüchtigen und Festwerden spielt sich in den zu Hunderten in Duzenden von Kellen stehenden geheimnisvollen alchimistischen Röhren und Gefäßen ab. Wir kommen in ein großes Laboratorium. Langgestreckte verhältnismäßig niedrige Räume, an der einen Seite mächtige Fenster, das Dach in der Mittelhalle durch atmosphärische äußere Säulen getragen, — durch querstehende Flächen- und Glastische und breite Laboratoriumstische ist der lange Raum in viele einzelne Ecken eingeteilt. Ich sehe überall kleine Schindeln: Prof. Dr. Dr. —, Dr. —. Hier sitzen wohl 30 Chemiker als spezialisierte

Alle in Maschinenarbeit zu tun, um die fertige Ware in Riffen zu legen. Dort wo die Mädchen noch mit der Hand eifektieren und packen, wenn sie auch schon Maschinenhilfskraft haben, wird alles in Arbeit berechnet. So läßt sich die Nützlichkeit des einzelnen bis aufs äußerste ausnutzen, und das Wohlmotiv der Gesamtheit immer wieder nach unten regulieren. An der großartigen Niesenmaschine, die im schnellsten Rordtempo arbeitet, haben die zwei Mädchen Stundenlohn. Jetzt sind sie es ja nicht mehr, die die Geschwindigkeit der Maschine nach ihrer Luft bestimmen können, sondern das Klappern und raselnde Untier arbeitet mechanisch den ganzen Tag im gleichen Tempo, und die Mädchen müssen eben so mitmachen, wenn ihnen nicht die Ware über die Hände stürzen soll.

Ich komme in einen neuen Niesensaal. Hier werden Farbenmischungen hergestelt. Im weiten hellen Raum stehen Hunderte von Mädchen, alle gleich weiß gekleidet — es steht ganz hübsch aus —, befehlen lange Kartons, lassen Spindeln mit den verschiedensten Garnfarbenrollen laufen, kleckern Etiketten, hegen und hegen, alles ist ja Stillleben. Alle jungen Mädchen der Stadt scheinen hier in diesen Räumen eingesperrt zu sein. Aber die berühmte Farbenfabrik tut auch etwas für sie! Sie hat z. B. eine ganze Schule eingerichtet, die der Haushaltungserziehung des jungen Mädchens gilt. Da wird sie lernen, wie sie als junge Frau einmal abends, wenn sie mit dem Mann aus der Farbenfabrik kommt, für 28 Pf. ein nahrhaftes Mittagbrot kochen kann. Man wird sie natürlich auch Ordnung und Sauberkeit und alle diese ähnlichen guten und schönen Dinge lehren. Man steht aber, auch solch Mädchenarbeitsaal ist ein schönes Erziehungsinstrument, die Finger arbeiten da sehr sauber und exakt, das bringt Geld, bares Geld!

Wieder ein anderer Saal. Hier werden Gemische nach rungs mittel gepackt. Der Raum ist hell und groß, die Mädchen sind sauber weiß angezogen, ihr Haar wird durch große hölländische Fächer verdeckt. An den Wänden des Arbeitsraumes stehen brave und gute Sprüche, vom Singen, welches die Arbeit fördert und vom Arbeiten, das den Beruf erhöht und andres mehr. Selbstverständlich haben die Arbeiterinnen auch ihren Wohlfahrtsvereinsverein, dort werden ihnen die wieder beigebracht, die sie hier während der Arbeit im Chorus singen.

Die elektrische Glode geht durch den Saal, alles wirft die Arbeitsmaschinen weg und will hinaus an die frische Luft zur Mittagspause. Vorn an der Tür staut sich die abflutende Masse der eben noch arbeitenden Hände. Sie bildet langsam vorrückende eine Schlangenlinie, jeder einzelne tritt an die Kontrolltür heran, die jetzt gerade 12 Uhr 2 Minuten zeigt, schiebt die Arbeits- und Kontrollkarte in einen Schlit — ein Klingeln Ton, der Stempel hat notiert, 12 Uhr 2 Minuten — den Arbeitsaal verlassen. Und immer wieder dieser selbe kurze geschäftsmäßige Ton: 12 Uhr 3 Minuten, 12 Uhr 3 Minuten, 12 Uhr 4 Minuten. . . . Wenn ich nicht sehr irre, hat Julius von Siebig die Chemie einmal ein Weibchen gemamt. Ich glaube an diesem Tage, daß sie eher ein Schuß sei, der die heranwachsende Generation mißbraucht.

Bebels Erbschaft.

Die bürgerliche Presse aller Parteirichtungen beschäftigt sich mit der Hinterlassenschaft des Genossen Bebel und behauptet, daß Bebel als Millionär gestorben wäre. Die Artikel und Notizen der bürgerlichen Presse knüpfen meist an eine Nachricht des Pariser Journals an, das berichtet hatte, daß Bebels Erben in der Erbschaftsdeklaration für die Züricher Verwaltung den Betrag von 1 170 000 Frank angegeben hätten. Diese Nachricht des Journals ist unrichtig. Bebels Erben haben eine Erbschaftsdeklaration bisher weder bei der Verwaltung in Zürich noch bei der einer andern Stadt abgegeben. Die Erbschaft, die etwa ein Drittel der angegebenen Summe betragen dürfte, ist bisher noch nirgends deklariert worden. Das von Bebel hinterlassene Vermögen kommt zum größten Teile aus einer Erbschaft, die er im Jahre 1901 gemacht hatte. Damals hatte ihn der bayrische Leutnant a. D. A. zum Ritterben seines Vermögens eingesetzt. A. hatte außer Bebel einen Bruder bedacht, seine andern Geschwister jedoch nicht. Der Grund für die Enterbung waren Differenzen in der Familie, die mit Veranlassung waren, daß es zu einem ehrenrührigen Verfahren gegen A. kam, in dessen Verlauf dem Leutnant A. das Recht, die Uniform zu tragen, aberkannt worden war. In diesem Verfahren hatte A. den Genossen Bebel wiederholt um Rat gefragt und auch persönlich eine Zusammenkunft mit ihm gehabt. Nach dem Tode A.s erfuhr dann Genosse Bebel, daß aus dieser Verbindung heraus A. ihn zum Ritterben eingesetzt hatte. A. war niemals Sozialdemokrat, ja er war Gegner der sozialdemokratischen Partei, wie aus seinen hinterlassenen Papieren und aus

der Abschrift einer Eingabe an Wilhelm I. hervorging. Das Wort Sozialdemokratie kommt im ganzen Testament nicht vor. Aus der ganzen Sachlage ergab sich, daß der Leutnant A. nicht die Partei, sondern Bebel persönlich für ihn persönlich geleistete Dienste mit der Erbschaft bedacht hatte. Das Testament war unanfechtbar. Die vom Erbe ausgeschlossenen Geschwister wollten das nicht glauben und wiesen eine Abfindungssumme von 100 000 Mk., die ihnen Bebel bot, zurück. Dagegen willigten sie in einen Vergleich ein, nach dem der gewinnende Teil die gesamten Prozentsätze für alle Teile zu zahlen hatte. Vor dem Ulmer Landgericht ging der Prozeß für die Kläger verloren und die Verurteilung des Urteils brachte ihnen die Ueberzeugung, daß bei den folgenden Instanzen nichts mehr zu erwarten sei. Bebel trat aber aufs neue an die enterbten Geschwister des Leutnants A. heran, obgleich ein gesetzlicher Grund dazu nicht vorhanden war, denn die Erbschaft war ihm sicher. Die nicht bedachten Geschwister des Leutnants A. erklärten sich bereit, die Abfindungssumme anzunehmen, die ihnen Bebel bot.

Das gesamte Vermögen des Leutnants A. belief sich auf über 800 000 Mk., wovon über 400 000 Mk. auf Bebel entfielen. Hieron zahlte Bebel den nicht bedachten Geschwister 132 000 Mk., an die sozialdemokratische Partei gab er 45 000 Mk., an arme Verwandte und Bekannte 18 000 Mk., für Erbschaftsteuer und Gerichtskosten zahlte er 28 000 Mk., so daß von der gesamten Summe von über 400 000 Mk. dem Genossen Bebel nur 182 000 Mk., also nicht einmal die Hälfte, verblieben. Ist anzunehmen, daß irgendeiner von denen, die Bebel jetzt wegen seines Vermögens verdächtigen, im gleichen Falle so anständig und freigebig gehandelt hätte? Was Bebel über diese Summe hinaus an Vermögen erworben hat, stammt aus dem Ertrag seiner Bücher und Schriften, von denen z. B. Die Frau und der Sozialismus allein 51 Auflagen erlebte. Daß Bebel keine größeren persönlichen Bedürfnisse hatte und bis zu seinem Tode so einfach lebte, wie er das seit Jahrzehnten gewohnt war, wissen alle die, die Gelegenheit hatten, ihm im privaten und im öffentlichen Leben näher zu treten.

Gegenüber der gemeinen Verdächtigung, daß Genosse Bebel sein Vermögen im Ausland angelegt habe, um es der Kontrolle der deutschen Steuerbehörden zu entziehen und es nicht richtig versteuern zu brauchen, stellen wir ausdrücklich fest: Genosse Bebel zahlte für Jahr mit peinlichster Genauigkeit sein Einkommen und Vermögen bei der Steuerbehörde deklarerte.

Wenn in der bürgerlichen Presse weiter „angenommen“ wird, daß Bebel als Mitglied des Parteivorstandes 6000 Mk. Jahresgehalt bezogen habe, so ist auch diese Behauptung aus den Fingern geblasen. Bebel hatte als Vorsitzender der Partei eine monatliche Entschädigung von 50 Mk. zu beanspruchen. Bebel hat diesen Betrag jedoch niemals erhoben, sondern diese 50 Mk. der Partekasse überwiesen, worüber monatlich in der Parteirechnung öffentlich quittiert worden ist. Ebenso unrichtig ist es, daß Bebel für die Mitarbeitererschaft an der Neuen Zeit ein jährliches Stipendium von 3000 Mk. bezogen hat. Weiter ist unrichtig, daß Bebel vom Vorwärts ein Stipendium bezogen hat. Auch für Artikel, die Genosse Bebel gelegentlich für den Vorwärts und die Neue Zeit schrieb, bezog er kein Honorar.

In seinem Testament hat Bebel der sozialdemokratischen Partei 20 000 Mk. vermacht und außerdem vermacht er 10 000 Mk. zu Unterstützungszwecken dem Verein Arbeiterpresse. Ferner hat Bebel der Stadt Weimar 6000 Mk. vermacht und außerdem setzte er an sonstigen kleineren Legaten 3000 Mk. aus.

Die Einführung der Arbeitslosenunterstützung im Bauarbeiterverband.

beschäftigt diese Organisation bereits seit Jahresfrist. Die Frage steht jetzt erneut wieder zur Verhandlung. Im Herbst v. J. wurde in dem Verbandsorgan, dem „Grundstein“, eine sehr eingehende Diskussion über die Arbeitslosenunterstützung geführt, aus deren Verlauf sich eine Vorlage des Verbandsvorstandes an den ordentlichen Verbandstag in Jena im Januar d. J. entwarf. Auf diesem Verbandstag wurde in Rücksicht auf die bevorstehende allgemeine Arbeiterbewegung im Baugewerbe die Frage der Einführung nur im Prinzip erledigt und die Vorlage selbst zur Umarbeitung einer Kommission überwiesen. Im übrigen wurde die Angelegenheit auf einen späteren Verbandstag vertagt, der über die Lohnbewegung zu entscheiden hatte.

Auf diesem außerordentlichen Verbandstag, der im Mai d. J. in Berlin stattfand, fand die in manchen Punkten verbesserte Vorlage nicht die Zweidrittelmajorität der auf dem Verbandstag anwesenden Delegierten, die für die endgültige Annahme vorgesehen war, und so wurde die Vorlage mit 154 gegen 237 Stimmen abgelehnt. Im Anschluß an diese Ablehnung fand ein Antrag Annahme, wonach die Kommissionsvorlage im „Grundstein“ veröffentlicht werden sollte, um den Zweigvereinen Gelegenheit zu einer Aussprache zu geben. Wenn sich bis zum 1. Oktober d. J. mindestens ein Viertel der Zweigvereine für die Einführung der Arbeitslosenunterstützung aussprechen werde, dann sollte damit der Verbandsvorstand beauftragt sein, einen außerordentlichen Verbandstag einzuberufen.

Diese Bedingung ist jetzt erfüllt. Es haben sich bis zu dem angelegten Termin rund 500 Zweigvereine für die Einführung der Arbeitslosenunterstützung ausgesprochen, in denen über die Hälfte der Verbandsmitglieder eingetragen sind. Der Verbandsvorstand wird deshalb einen außerordentlichen Verbandstag einberufen, der zu Anfang des Monats Dezember in Hamburg abgehalten werden soll.

In Vorschlag bringt der Verbandsvorstand die von der Kommission jenseitig aufgestellte Vorlage. Da er nach reichlicher Erwägung sich nicht hat entschließen können, irgend welche Änderungen vorzunehmen, die nach den früheren Vorschlägen aus den Zweigvereinen auf Zahlung der Unterstüttung für das ganze Jahr usw. hinausläufen, so soll in den Monaten Januar und Februar keine Unterstüttung gezahlt werden. Die Unterstüttungssätze sollen nach einer zweijährigen ununterbrochenen Mitgliedschaft und Leistung von 58 Wochenbeiträgen bei einem Wochenbeitrag von 40 Pf. täglich 75 Pf. betragen und sich von zwei zu zwei Jahren bis zur Mitgliedschaft von acht Jahren oder darüber auf 90 Pf., 1.05 Mk. resp. 1.20 Mk. steigern. Die Unterstüttung erhöht sich bei den Beitragsjahren bis zu 90 Pf. auf 1.40 Mk., 1.60 Mk., 1.70 Mk. resp. 1.85 Mk. je nach der Mitgliedsdauer und soll für 48 Tage im Verlauf eines Jahres mit der vorhin bezeichneten Ausnahme gezahlt werden.

Wenn der Verbandstag diesmal die Einführung beschließt, soll die Unterstüttung mit dem 1. Juli 1914 beginnen für alle Mitglieder des Bauarbeiterverbandes, soweit sie an diesem Tage die vorgesehene Karenzzeit in der Organisation zurückgelegt haben.

Korrespondenzen.

Alt-Varthan I. Die am 7. Oktober einberufenen Mitgliederversammlung befaßte sich hauptsächlich mit der Neuwahl des Vorstandes. Als erster Vorsitzender wurde Kollege Georg Brunn gewählt. Er betonte jedoch, den Posten nur bekleiden zu wollen, falls er von den Kollegen auch tatkräftig unterstützt würde und die ewige Regel sei, wie das bis dato war, anjöhre. Die Wahl eines Kassierers fiel auf Kollegen Alfred Reichel. Als Schriftführer wurde Kollege H. Franke gewählt. 2. Als Revisoren wurden die Kollegen Großer und Gottwald und als Erlaßmann Kollege Schindler gewählt. Die Abrechnung vom dritten Quartal verlas der Kassierer. Da sich kein Widerspruch erhob und die Revisoren alles in Ordnung gefunden hatten, wurde dem Kassierer Entlassung erteilt. Unter Berücksichtigung des dritten Quartals wurde die alte Debatte, welche wir in jeder Versammlung haben, unter ewigwährendem Scherz: die Auslegung des Tarifs seitens der Arbeiter. Dampfbüchlein, es ist jetzt einmal der Herr Geschäftsführer der Firma Reider & Wilmann in Varthan, welcher, wie es scheint, für sich allein einen Tarif hat. Was ein Kollege sein Stück fertig hatte und den tariflichen Lohn verlangte, es handelt sich um Wassertrüben in Dampfbüchlein, wo der Herr Kaszot den Wogen nicht bezahlen wollte, jagte er einfach, das be-

was der Urwald und die unbeeinflusste Natur aus sich selber dar-
bieten. Verliert das Kapital aber schon auf dem bekannteren
heimlichen Boden sehr leicht den Ueberblick und folgen sich selbst
da kritische Ueberauslage und vollständiger Stillstand, so ist die
koloniale Entwicklung von jeher noch viel unberechenbarer gewesen.
Triebe der rapid wachsenden Kautschukindustrie, der Elektrotechnik, der
Fahrer- und Automobilindustrie, der Gummiindustrien aller Art
die Preise für Parakautschuk, die durch die Krisis von 1907 auf
7 M. herabgedrückt waren, auf 11 M. in 1908, 10 M. in 1909
und 28 M. in 1910 empor, so brach an den verschiedensten Stellen,
vor allem in London, ein tolles Gründungsfever für Kautschuk-
plantagen und eine unhaltbare Kursstreberei in Plantagenaktien
aus. Nach dem „Berliner Tageblatt“ wären in London allein im
Jahre 1910 mehr als 200 Gesellschaften dieser Art mit einem Kapital
von ungefähr 900 Millionen Mark gegründet worden; im ganzen
sollen etwa anderthalb Milliarden Mark englischen Kapitals auf
diesem Gebiet angelegt sein. Viel zu viel, um nicht den Weltbedarf,
trotz seines außerordentlichen Wachstums, im Augenblick weit zu
überholen. So stiegen die Preise von neuem: bis auf 12 M. in
1911, 10 M. in 1912, und Mitte August war sogar der Preis von
8,50 M. vorherrschend. Brasilien, eine ganze Reihe von Kolonien
haben bereits Hilfsaktionen eingeleitet: Steuern und Zölle erlassen,
Anbau- und Ausbeuteeinschränkungen gesichert, Kredite zur Ver-
sicherung gestellt. Auch eine starke Anregung zur Vermehrung des
industriellen Verbrauchs erwartet man von der außerordentlichen
Verbilligung des Rohstoffs. Indes sind dies Zukunftshoffnungen,
und für Banken und Finanzkapital bedeuten alle diese Vorgänge
nur eine dringende Mahnung zur Vorsicht mehr.

Eisen und Kohle.

Nach der gleichen Richtung weist das weitere Abbrechen der
Eisenpreise. wenigstens in Deutschland. Die Ende Sep-
tember endlich erfolgte Preisherabsetzung des Roheisenerbands war
ein notwendiges Zugeländnis an die verarbeitenden Industrien,
die selber ihren Preisverlös immer weiter zusammenschwinden sehen.
Denn in dem Jahre zwischen dem 20. September 1912 und dem
19. September 1913 waren an der Düsseldorfer Produktenbörse die
Preise pro Tonne herabgegangen: für gewöhnliches Stabeisen um
27 M. (statt 123 bis 126 06 bis 100 M.), für Bandstahl um 20
M. (statt 142,50 bis 147,50 M., 122,50 bis 127,50 M.), für
Großbleche und Kesselbleche um 26 M. (statt 132 bis 135 bezw.
142 bis 145 M., nur 106 bis 110 bezw. 116 bis 120 M.), für Fein-
bleche um rund 20 M. (statt 142,50 bis 147,50 M., 122 bis 127
M.). Am 4. Oktober notierten die meisten dieser Erzeugnisse
nochmals um 2 und mehr Mark niedriger, und die Düsseldorfer
Notenpreise decken sich in seiner Weise mit der niedrigsten Preis-
grenze, wie sie bei direkten Abschüssen häufig genug zutage tritt.
Die durchschnittliche Preisermäßigung des starken Roheisen-
erbands beträgt jedoch, mit 2 bis 4 M., nur die Hälfte der letzten
Preisermäßigungen, da bereits eine Steigerung für das zweite Halb-
jahr 1912 in Höhe von 2,50 bis 3 M. vorangegangen war. Das Koh-
lenpreisen hat sich ebenfalls bisher nicht erweichen, mit seinen
Höherungen herabzugehen. Der alte Gegensatz zwischen roh- und
brennstoffliefernden Verbänden und weiterverarbeitenden Werken
wiederholt sich also auch bei dieser Krisis, nur nicht ganz so scharf
wie vor allem im Anfang des Jahrhunderts und dann nochmals
in den Jahren 1907/08.

Schiffahrtsgegenstände.

Der Passagierpool für den Mittelmeer-Verkehr der im
nordatlantischen Dampferlinienverband vereinigten Gesellschaften
und der Frachtpool ist tatsächlich zum 31. Dezember ge-
funden worden: der erste von der Hamburg-Amerikanische aus,
der zweite vom Norddeutschen Lloyd. Ob dies zu ernstlichen, großen
Kämpfen führen wird, ist noch immer zu bezweifeln.
Berlin, 12. Oktober 1913.

Max Schippel.

Christliche Gewerkschaftskorruption

Dokumente zur Beurteilung der christlichen Gewerkschafts-
bewegung.

III.

Und nun kommt das, was uns schon lange gefehlt hat.
Ein christlicher Beamter, der lange Jahre in der christlichen
Gewerkschaftsbewegung in führender Stellung gewesen ist,
weist uns in die ganze verworrene und arbeitserfeindliche
Tatigkeit der christlichen Gewerkschaften bei Lohn- und
Streikbewegungen näher ein und belegt seine Dar-
stellungen mit wichtigen Dokumenten. Mag Schiffer getrieben
haben was er will, es spielt immer nur die eine Persönlichkeit
die Rolle, wenn auch eine sehr schlimme. In folgenden
Ausführungen wird aber die gewerkschaftliche Verleumdung
der christlichen Organisation so deutlich gezeigt, daß wir
wünschen, es möge die Köhling'sche Broschüre von jedem, vor
allen Dingen von den christlich organisierten Arbeitern ge-
lesen werden. Neues wird uns allerdings nicht gesagt, aber
daß es aus berufener Munde uns gesagt wird, darin liegt
die Bedeutung. Ein Wissender und Beteiligter spricht sich
aus. Dem Verfasser der Broschüre war nach seiner Ver-
leumdung nach dem Elckh vom Zentralvorstand vorgeworfen
worden, daß es ihm in seiner Tätigkeit als Bezirksleiter an
der nötigen Begeisterung fehle. Köhling gibt das zu und
führt zur Klärung dieses Vorwurfs aus:

Der kann sich denn an den trostlosen Verhältnissen be-
gehren. Trostlos ist die Lage in Elckh, trostlos die im ganzen Ver-
bande. Seit vier Jahren sollen wir den 50000 Mitgliedern ent-
gegen marschieren und — sind mittlerweile wieder unter 40000
herabgesunken. Dabei mehrten sich die Verzweiflungen durch Ver-
rentenentzug in bedauerlicher Weise.“

Dann heißt es weiter:
Und wie geht es mit der Hilfe unserer „Freunde“ aus dem
bürgerlichen Lager? Die lassen sich gewöhnlich nicht aus ihrer Ruhe
bringen, mögen die Verhältnisse der Arbeiter auch noch so schlecht
sein. Die Hauptsache ist, daß die Arbeiter „arab“ bleiben. Aber
wenn die „Araber“ da sind und die Arbeiter organisiert haben, dann
erinnern sich die Freunde weiter, finden sogar den Weg zum Ge-
werkschaftsbureau. Ja aber die „rote Gefahr“ droht, dann ist es
in der Regel bei uns „Araber“ auch mit der Begeisterung für
unsere Bewegung vorbei. Woher soll dem Leiter eines Außenbezirks
das die Begeisterung kommen? Begeisterung ist das Kennzeichen
des jugendlichen Kriegers. Der Leiter des Außenbezirks kann aber
keine Siege feiern, weil er keine Schlachten zu schlagen vermag.
Die die Hühner des Schlachtfeldes hat er keine oder sehr wenig,
als hinter den Jormantoren der freien Gewerkschaften drückzuziehen,
zu wenigstens das zu erweisen, was von ihnen nicht erweist werden
kann oder von ihnen — nicht gewollt wurde. Begeisterung? Ein
materieller Schicksalsgefühl hat mich befallen, wenn auf
solchen „Erlebenswegen“ die Leiter der organisierten Arbeiter
paradiesisch auf uns gerichtet waren, weil die Arbeiter es
wagten über „Araber“, daß man aus „Christlichkeit“ nur gerufen hätte,
weil die Arbeiter aus Joch des Kapitalismus räumten. Meine
Stimme habe ich nach Möglichkeit erhebt! Aber Begeisterung? Die
hat mir gefehlt. Wir sind sogar jedes Verbands für eine Be-
geisterung, die mich heute zum radikalsten Drangänger und wahren
unerschütterlichen Bruch befähigen soll. Und beide Fähigkeiten
soll der Leiter des Außenbezirks in höchster Vollendung besitzen, so
wie die „Araber“ Verbandsleiter sein“ es gerade erforderlich.

Ja Köhling der ehrliche Mensch, für den er sich ausgiebt,
dann kann man ihm nachfühlen, wie in ihm die Begeisterung
nur die leuchtende Seite, die er zu verleidigen hatte, jenen
müde. Er ist aber noch nicht mit seinen Blosstellungen fertig.
Köhling berichtet weiter, wie der Zentralvorstand des chris-

tlichen Texti-
sucht, wo di-
ringen? Z
arbeiterverb-
niziert hat.
Beamtenkonj
Neten ei
Arbeiter in
bande wenig
lyten schaffen
das in Fort
Ueberstürzt:
in der Brosch
das an Köh
die gleiche s
zuwenden. J
ausgedrohen
verband mit
Organisation
„vorsichtig ar
damit dieser
kann. Wo ab
106 kritisi
vorstand der
stand zu tret
kommen genug,
lichte aber v
ziehen. Ihm
mitzuspielen.
in seiner Bros
Schließlich soll
voll Begeisterung
mende Rolle, wie
legten Krefeld
die „christliche Stre
genug zum Erfolg,
beterlichkeit, führte,
der Verbandsleitung
bandes nach Krefeld
Das betreffende
laut:

Zentralverband
An die
Berle Kollegen
daß alles getan w
Verbande eine Sch
größten Bedeutung.
reichende Zahl von
Es werden dort auch ungelernete Arbeiter in großer Zahl an-
genommen. Der Lohn beträgt, je nach dem Alter, 18 bis 25 M.
die Woche.
Wir bitten die Kollegen, uns umgehend mitzutheilen, ob aus
dem obigen Bezirk auf Zuzug nach Krefeld gerechnet werden
kann, sei es auch nur auf 4-6 Wochen. Die Fahrkosten trägt
der Verband.

Mit freundlichem Gruß
Die Zentralstelle.
NB. Dieses Zirkular muß streng vertraulich behandelt werden!
In Bezug auf die mir durch vorstehendes Schreiben übertragene
Aufgabe muß ich mich einer aroben Pflichterlebung bezichtigen,
weil ich nicht nur keine Streikbrecher besorgte, sondern das Schreiben
unbeantwortet ließ. Mein Mangel an „Begeisterung“ trat hier kraft
in die Erscheinung. Um sich für solche „Arbeiten“ begeistern zu
können, muß m. E. jedes Klassenbewußtsein vorher erworben sein.
Im nächsten Geschäftsberichte des Verbandes aber werden die
Ausgaben für die Piefierung der Streikbrecher als „den Arbeitern
direkt wieder zugute gekommene Ausgaben“ verbucht sehen. Dann
können sich auch die Mitglieder an der „praktischen Ver-
bandsarbeit“ begeistern.

So etwas muß man zweimal lesen. Arbeiter in die
Streiks gehen, wo sie freigeordnet sind, damit der Deutsche
Textilarbeiterverband tüchtig Streikunterstützung zu zahlen
hat, will er den Streik abbrechen, weil er glaubt, das Ent-
gegenkommen einer Firma genüge, um den Streik aufzu-
heben, dann heißt es tüchtig ins Feuer blasen, den Ausfall
in die Länge zu ziehen suchen. Gleichgültig, welche wirt-
schaftlichen Folgen das für die Arbeiter hat. Streiks chris-
tlich organisierter Arbeiter müssen möglichst vermieden wer-
den. Das von den christlichen Mitgliedern
aufgebrachte Geld braucht man zu ändern
Zwecken, zur Bekämpfung der freien Gewerks-
schaften und für Streikbrechertransporte.
Der Jubel in den Kreisen der christlichen Gewerkschaftsführer
will kein Ende nehmen, wenn mit Christen „hilfe“ die frei-
organisierten kämpfenden Arbeiter unterliegen und die
Unternehmer triumphieren können.
So sieht die Taktik der christlichen Gewerkschaften bei
Lohn- und Streikbewegungen aus. Aber wundern wir uns
doch nicht darüber!

Alles, was uns Köhling in seiner Broschüre vom chris-
tlichen Textilarbeiterverbände zu sagen wußte, liegt im Wesen
der christlichen Gewerkschaften. Eine Organisationsrichtung,
die gegründet worden ist, die Aktionskraft der modernen
kämpfenden Arbeiterbewegung zu schwächen, kann nicht mit
ehrlichen und reinen Waffen kämpfen, treu und offen auf
den Plan treten, wo der Kampf zwischen Kapital und Arbeit
angefochten wird. Es ist der Daseinszweck der christlichen
Gewerkschaften, sich mit allen Mitteln der Bosheit, des Ver-
rats, des Treubruchs den Millionen Arbeitern entgegen-
zustellen, die sich den freien Gewerkschaften und der Sozial-
demokratie angeschlossen haben. Dies ist, was uns auch die
Köhling'sche Broschüre zeigt, und darum wünschen wir ihr die
weitere Verbreitung.

Die Gliederung von Frontflächen.

Von Friedrich Suth, Architekt.

ATK. Je größer die Längen- und Höhenabmessung eines zu
errichtenden Gebäudes ist, um so schwieriger wird es, die Eintönig-
keit der Frontgliederung zu vermeiden. In der Regel ergibt die
Raumdisposition im Innern in mehreren Geschossen übereinander
eine lange Reihe gleichartiger, häufig sogar gleichmäßiger Les-
zungen, die durch parallele freistehende Wandflächen voneinander
getrennt sind. Diese langen und breiten Streifen über und unter
den Fenstern, und die Pfeilerflächen zwischen denselben, durch
Gliederung zu beleben oder die Leszungen der Bestimmung der
Räume und der inneren Organe gemäß zusammenzufassen, ist eine
der schwierigsten Aufgaben des Architekten. Sie hat aber nichts mit
der Gliederung der Fassen zu tun; denn wo die Anwendung von
Erkern und Balkonen, Türmen und Vorprüngen, sowie das Zurück-
oder Vorsetzen einzelner Gebäudeteile ausgeschlossen ist, kann man
sich gar nicht von der Gliederung der Baumassen, sondern nur noch
von einer Gliederung der Flächen sprechen. Bei großen Verwal-
tungsgebäuden, Schulen, Gerichtsgebäuden, den meisten großstädti-

sehr beliebt. Auch schwere Gesteine for-
Arbeit wurde tausendfach nachgebildet.
Art Flächengliederung gibt namentlich der englischen Architektur
jene Gleichförmigkeit, die man ständig an ihr kritisiert hat. Arch
in Deutschland wird, zumal bei Renaissancebauten, das Abblenden
der Steine und die Anwendung der Fassen noch in recht umfassen-
der Weise gepflegt.

Die italienischen Architekten des Mittelalters wandten öfter
der Wandabstrahlung zur Erzielung von Reichhaltigkeit auch noch
verschieden gefärbten Stein in abwechselnden Reihen an. In andern
Ländern ist man ihrem Beispiel selten gefolgt und es besteht große
Meinungsverschiedenheit hinsichtlich der künstlerischen Wirkung
dieser Mittel.

John Ruskin hat in den „Steinen von Benedig“ sich mit dieser
Frage der Flächengliederung der Fronten beschäftigt. Er sagt, daß
kein Gegenstand dem Streite unter Architekten mehr Spielraum ge-
währt als die Dekoration der Fronten, weil sie nicht aus der Kon-
struktion hervorzuzuwachsen scheint. Sie sei ein allgemeines Feld für
Experimente mit Flächenornamenten mannigfaltigster Art. Dennoch
kann man wohl sagen, daß eine Art Dekoration existiere, die der
Natur der Mauerkonstruktion entspreche. Denn es sei vollkommen
natürlich, daß verschiedene Arten in Schichten angeregelter Steine
von verschiedener Farbe seien. Daher sei die Einführung horizon-
taler Farbstreifen oder von Licht- und Schattenstreifen zu rech-
fertigen. Ferner betonte diese Streifenbildung die horizontale Aus-
dehnung des Raumes gegenüber dem Emporkleben des Bauwerks.
Deutlich betonte Streifen könnten der Aufgabe der Wand, den Raum
zu umschließen, mehr Nachdruck verleihen, und darin bestünde ihr
Reiz. Im übrigen erinnerte die Schichtung an die natürlichen Ge-
steinlagen im Gebirge.

Ich meine, daß philosophische Betrachtungen die Wirkung der
Architektur auf das Auge nicht wesentlich fördern können, und daß
für die Architekten nicht die Rolle des Steins in der Natur, sondern
allein seine Aufgabe im Bauwerk in Betracht kommen kann. Aber
die Ausführungen Ruskins sind zum Teil auch von großer Be-
deutung für den Praktiker. Er verdammt die Praxis, in die Mauern
Steine mit abgesetzter Umrandung zu setzen, oder Boffenwert
anzuwenden. Er sagt hinzu: „Aber, so wird man fragen, warum
sollen die Linien, welche die Trennung der Steine markieren, falsch
sein, wenn sie gemauert sind, und richtig, wenn sie durch Farbe
markiert sind? Zunächst, weil die Trennung durch Farbe eine natür-
liche ist. Man baut mit verschiedenen Arten von Steinen, von denen
die eine wahrscheinlich kostspieliger ist als die andre; teures Material
wird man, da man das Gebäude nicht ganz aus diesem errichten
kann, nur in breiteren Streifen arrangieren. Aber das Markieren
der Steine ist ein vorzügliches Bewerben von Zeit und Arbeit und
entsteht dabei das Gebäude. Es kostet viel, einen dieser Mauerblöcke
in die rechte Form zu bringen, und wenn es geschieht, so ist das
Gebäude gerade um so viel an Stein schwächer, wie von seinen Jagen
weggehauen ist.“ (Man beachte: Die Idee, daß der Stein merklich
schwächer durch eine Mandbearbeitung wird, würde einem Praktiker
wohl kaum einfallen.) „Und zweitens, weil gerade Linien häufig
sind als Linien an sich, aber bewundernswert als Grenzen farbiger
Räume; und die Augen der Steine, die unangenehm im Verhältnis
ihrer Regelmäßigkeit wirken, sind durchaus angenehm, wenn sie durch
Farbenabwechslung markiert sind.“

Diese Ausführungen des berühmten englischen Kunstkritikers
greifen schon mehr in die Aufgabe des praktischen Baumeisters ein,
und so dürfte es auch interessieren, was er von der Gliederung und
Abgliederung der Frontflächen durch die beliebten Fassen zu sagen weiß.
Er findet in dieser Arbeit schwache Spuren einer Imitation organi-
scher Elemente. „In einigen der besseren französischen Gebäude aus
dem 18. Jahrhundert hat das Boffenwerk einen deutlich floralen
Charakter, wie eine Degradation von Blattwerk des französisch-
gotischen Flammeustils; und einiger der modernen englischen Archi-
teten scheinen sich die ausgefallenen Fühne der Elefanten als Modell
genommen zu haben. Aber meistens hat es nur Ähnlichkeit mit den
Erbskümphen, wie sie der Regenwurm aufwirft. — Manchmal wird
angenommen, daß das Boffenwerk den Steinen des Fundaments
einen Anschein von Solidität verleihe. Dem ist nicht so, wenigstens
nicht für einen Mann, der das Aussehen eines harten Steins kennt.
Durch Boffenwerk kann man einem guten Marmor oder Granit das
Aussehen feuchten Schlammes verleihen, der von Sandtaalen durch-
zogen ist; oder das Aussehen halbgebrannten Luftsteins mit schwacher
Stalaktitenabsonderung, oder morschen Lehmsteins, der mit feinstem
Absonderung seines eigenen Schmutzes bedeckt ist, nur nicht die
Wirkung von Felsgestein, aus dem die harte Welt gebaut ist. Auch
die Natur versteht ihre Ornamente nicht mit Boffenwerk. Glatte
Lagen von Felsgestein, mäßig wie Meeresschnecken und unter dem
Dammern klingend wie eine eiserne Glocke, das ist ihr Charakter für
den Sockelbau. — Manchmal bildet die Natur auch Kufika (Fassen):
trümeligen Sandstein, dessen Wellenlinien mit rotem Lehm aus-

gepflanzte Kalkstein, welche die Regenflüsse in labyrinthische Faltungen waschen; schwammige Ecken, von dem Luftstrom des Vulkan hier- und dort in jähe Windungen und Böden getrieben. Sie macht Koffenwerk, wenn sie Kupfererze und Magnessa daraus zu machen strebt, aber niemals, wenn sie Fundamente zu legen will. Dann sucht sie polierte Oberfläche und ebenen Kern, und nicht rauhes Aussehen und zusammenhängende Substanz. Musik vertritt also die Anstalt, daß geschlossene, glatte Flächen schwerer Kalksteine, die jedoch keine gleichmäßige, eintönige Färbung zeigen dürfen, dem Sodelbau weit eher den Charakter eines schwer belasteten tragenden Organs verleihen, als Stützwerke mit Koffenwerk. Und wer sich nach dieser Mitteilung die großen monumentalen Bauwerke betrachtet, wird die Wichtigkeit dieser Anstalt sofort erkennen.

Nun würde diese glatte Behandlung der Frontflächen, selbst dann, wenn man Quadern verschiedener Färbung verwendet, bei Bauwerken mit bedeutender Längen- und Höhenentwicklung eintönig wirken. Hier ist die Möglichkeit gegeben, mehrere Schichten zusammenzufassen; dann ein ornamentiertes Band folgen zu lassen, und überall, wo nicht ohnehin ein Stagen- oder Fenstergerüst eine Teilung der Fläche ergibt, wiederholt die lange Reihe ebener Schichten durch ein Ornamentband mit schöner skulptureller Arbeit zu unterbrechen. In der Längenausdehnung des Gebäudes ergeben sich die Fenster- und Türöffnungen Unterbrechungen der langen Streifen; doch ist es auch hier möglich, sofern man nicht Stufen, Strebepfeiler, Säulen und dergleichen anwenden will, ornamentierte Quadern oder Verblenplatten einzulegen.

Und was für den Steinbau recht ist, das ist für den Putzbaubillig — im doppelten Sinne des Wortes — nur bedingt die andre Technik auch andre Formen. Ich verwerfe selbst das Stuckornament nicht.

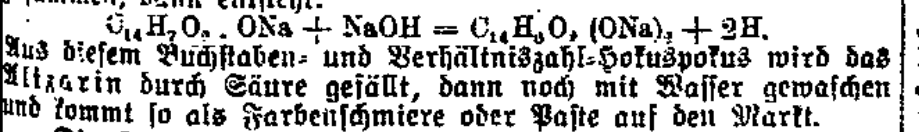
Es gibt allerdings Architekten, die das Ornament überhaupt nicht als zuverlässiges Hilfsmittel gelten lassen wollen; aber ich vermag nicht einzusehen, warum man dem Architekten, dem Bildhauer und Maler Fesseln anlegen soll. Jedes Mittel ist recht, das die künstlerische Phantasie zum Vorteil des ganzen Wertes zu nutzen weiß. Hat vielleicht die Fülle des Ornamentes an den berühmten gotischen Bauwerken auch nur im geringsten dazu beigetragen, den Ruhm dieser alten Baumeister zu schmälern? Regt nicht vielmehr dieses steinerne Mädel verschlungenen, krausen Ornamentes, diese wunderbare symbolische Sprache der Künstler, die zugleich geistvolle Poeten waren, immer wieder zur Betrachtung des Bauwerkes an? Warum soll dieses nur als Ganzes auf unser Schönheitsempfinden wirken und warum nicht auf sein Gewand und ein Detail an diesem Gewande? Beimtrüchtigt es denn die Schönheit einer Frau — um ein ganz populäres Beispiel vorzubringen — wenn ich auch ihr Kleid oder ein mit Blumen geschmücktes Band oder die Kräfte an ihrem Gürtel bewundere? Mit Schlüsselworten und selbst mit Stilregeln hat man noch keinen Meister ausgebildet; es kommt immer auf die Fähigkeit an, die Elemente, die jedem zur Verfügung stehen, zu einer schönen Harmonie zu vereinen, und wie der schönste Feberhut eine Bogelstunde nicht in eine anmutige Dame verwandeln kann, so wird auch das reizendste Säulenkapitel, der schönste Fries, aus einem plumpen Bauwerk kein reizvolles Werk machen. Aber der rechte Bauphilosoph darf jedes dekorative Mittel nutzen, während in der Hand des Stümpfers jedes Mittel fehlerhaft ist.

In der Farbenfabrik.

Ich sehe in einem riesenhafte quadratischen Hof. Häuserhoch über mir tollt auf langer Stahlträgerbrücke ein mächtiger Kran, die flüchtige Gießbahn stehen weit auseinandergepreizt, einer am Ufer des Stroms jenseits der Straße und außerhalb der Fabrikmauer, der andre hier mitten im Hof. Unermüdlich laufte das kleine Drahtseil des Krans auf und ab, es schleppte krumme braune Erde aus dem Schiff auf den Hof, ein Rohprodukt bestimmter Grundfarben. Rechts geht es in einen kasseförmigen Schuppen, hier lagern Unmengen von Rohsalz, die das Natriumwerk braucht.

Die Farbenfabrik braucht noch viele andre Rohprodukte und Halbfabrikate. Wir sprachen schon davon, als es den Spaziergang durch die Kokerei galt. Eben sind einige Waggon Eisenfeilspäne angekommen. Früher war das Ausladen dieser harten kleinen Eisenspitzen und ihre Lagerung im Vorratsraum sehr einfach. Man nahm zwei oder drei Arbeiter, gab ihnen Schuppen in die Hand und überließ sie ihrem Schicksal in den fürchterlichen Wolken feinsten Staubs. Aber die verdammten Arbeiter sind wohl bei solcher Tätigkeit zu aufdringlich lebendig geworden. Sie warfen sogar die Schuppen weg und hungerten lieber, als daß sie festes Eisen fressen wollten! So kam der berühmte Sieg der Technik. Heute sieht oben im Kranhäuschen ein Maschinenführer, an der Kette seines Krans hat er die dicke große Ruchenslatte, mit ihr klärt er in den Waggon, wenn dann die Kette nach oben zieht, hängen an der dicken Magnetscheibe in armbilden Strahlenbündeln die Eisenfeilspäne. Jetzt geht die Geschichte laub- und lärmlos.

Eins der wichtigsten Rohprodukte ist in der Farbenfabrik die Schwefelsäure. Unheimlich klingt das Wort. Die Abteilung für Schwefelsäure ist eine riesenhafte, dundweise stehen die gemaltigen Apparaturen hintereinander, sie lassen nur einen dreien Mittelgang längs durch die Halle frei. Überall riesenhafte Röhren, lange Stahlschläuche, komisch gewundene hohle Eisenkangen, mitunter haufen sie sich zu Geschwülsten und aufgelassenen Gefäßen aus, auf denen dickköpfige Schrauben und saubere Stellräder sitzen. Sie verschwinden hinter heimlich furchenden Kesseln und feindlich gekanten benachbarten Staßlöchern. Ein Arbeiter hat da unten mit einem Stellrad zu tun, plötzlich steigen missfarbene Dämpfe in die Luft, der Arbeiter hustet, es ist Schwefelsäure, die rauchend davonsteigt, sich in der Luft rasch verflüchtigt. In einer andern Abteilung sieht ich mir von dem sachgelehrten Betriebsleiter die Funktion der Schwefelsäure bei der Alizarinherstellung erläutern. Ich habe es angeschrieben, — will aber damit nicht sagen, daß ich es deswegen verstanden hätte: Es wird Anthrazin (wir kennen es von der Kokerei her) mit chromsaurem Kali und verdünnter Schwefelsäure behandelt, da kommt Anthrachinon heraus, dies wieder wird mit rauchender Schwefelsäure beladigt; aus dem so erhaltenen Gemisch von Sulphosäuren mit Natriatron wird zuerst anthrachinonmonosulphosaures Natrium, später bei vollständiger Neutralisation anthrachinondisulphosaures Natrium. Das erst verflüchtigt Fremdwort wird zu Alizarin verarbeitet, das letztere liefert bei gleicher Behandlung Flavopurpurin und Hypopurpurin. Mit dem ersteren geht das so zu: Wird das anthrachinonmonosulphosaure Natrium mit Natriatron zusammen erhitzt, rührt man chloräures Kali dazu, gibt das unter hohem Druck und starker Hitze zusammen, dann entleert:



Die Herstellung aller organischen und anorganischen Farbstoffe, alle die wichtigsten Zwischenprodukte der Teerfabrikation, die Alizarinfarbstoffe, Anilin- und Azofarbstoffe, eine große Reihe pharmazeutischer Produkte, wie Aspirin, Veronal und Somatoje — sie sind in ihrer komplizierten Entstehung, Umgestaltung und Herstellung nur in theoretischen Lehrbüchern der Chemie zu beobachten. An gewissen Stellen der Produktionskette kann das neugierige Auge die sich fortgesetzt umwandeln den chemischen Grundstoffe recht einmal einen Moment lang beobachten. Das geheimnisvolle Jällen, Ausbleichen, Binden, Waschen, Pressen, Verflüchtigen und Festwerden spielt sich in den zu Hunderten in Hunderten von Kollenden geheimnisvollen alchimistischen Höfen und Gefäßen ab. Wir kommen in ein großes Laboratorium. Vangereckter verhältnismäßig niedrige Räume, an der einen Seite mächtige Fenster, das Dach in der Mittelhalle durch atmosphärische aufsteigende Säulen getragen, — durch querschwebende Fliesen- und Glasergale und breite Laboratoriumische über der lange Raum in viele einzelne Koffen eingeteilt. Ich sehe überall kleine Schildchen: Prof. Dr. —, Dr. —, Dr. —. Hier sitzen wohl 50 Chemiker als spezialisierte

Sohnarbeiter im Dienste der Farbenfabrik. Solch Spürhund auf dem Gestaltsweg der Natur bekommt als Anfangsgestalt, wenn ich nicht sehr irre, 140 ML im Monat und oft eine Behandlung, wie sie sich kein einziger Arbeiter im ganzen Werk gefallen lassen würde. Kilometerweite, mit Bäumen bepflanzt. Schmale Straßen führen durch das Riesennetz. Ich fühle ein menschliches Mitleiden. Schon erkenne ich drüben in freundlichem Grün verlost ein dieser so nett gebauten Häuschen. Es wird von ihnen hier sehr viel gesprochen, man sagt, daß sie ein kleiner Bruchteil der berühmten und großartigen chemischen Wohlfahrt seien. Ich sah mir diesen Wohlfahrtsschritt genauer an. Ich komme in die Notunde, sechs oder acht schmale Bretterwände sind hier so zusammengestellt, daß sie einen Stern bilden. In jedem Ast dieses Sterns ragt ein gewöhnliches Rohr in die Höhe; damit man nicht allzu bequem darauf sitzen kann, ist die Stützfläche nicht wagemacht, sondern geht ganz schräg nach oben. Türen, Vorhänge oder so etwas Ähnliches gibt es natürlich nicht, Heizung ist nicht nötig. Die Sitzgelegenheiten sind so wenig bequem, daß niemand hier „warm zu werden“ versucht — es ist wirklich etwas Schönes um einen solchen Wohlfahrtsschritt, der außen mit „freundlichen“, „blühenden“, „grünenden“ Gebüsch umgeben ist.

Meine Wanderung führt mich durch riesige Lagerkeller, in denen Tausende von Fässern mit der Farbenherstellung der ganzen Welt liegen. Ich lese immer wieder kleine Emaillechilder, die die Vorratsabteilungen kennzeichnen. Hier, in dem schmutzigen braunen Blechfaß, schlummert das leuchtendste Blau, das drüben in China in den Prunkgewändern vornehmer Damen und Herren neben dem giftigen grünen Gelb, welches zwei Abteilungen weiter liegt, über Jahr und Tag aufsteigen wird. Dort liegt das stumpfe Schwarz, das in den Abdrücken der Zeitungsmatrizen, im schlichten Anstrich der Eisenjäume und in der dunkeln Sprache der Frauenkleider mir wieder begegnen wird. Und hier und da und dort — überall Farben, Farben und noch einmal Farben, die klingenden Wunder von tausend Regenbogen.

Wir gehen durch lange Räume, in denen Farbsauce durch mächtige Filter gepreßt wird, an Farbenlangefässern vorbeifließen, kommen in Säle, wo die schmierige Farbe in kleinen Formen getrocknet wird, und wieder in andre, wo die fein pulverisierte Farbe in Pfund- und Halbpfundbüchsen hineinrieselt, neben sich den Staubfangender, der das feinste Partikelfeld Farbe sofort aus der Luft wegnimmt. Ich sehe in der Farbenmühle Menschen, denen der feine Stoff von großem Grün in allen Poren sitzt, überall Maschinen, viele Maschinen und noch sehr viele schmutzige Arbeit, deren Befestigung die Technik sich noch nicht vorgenommen hat, weil sie wohl von den Arbeitern zu wenig gebräutet wird. Erst wenn die Arbeit des Menschen zu unregelmäßig und zu teuer oder nicht mehr gut genug wird, wenn die Proleten rebellieren, dann kommen rasche Maschinen, die den neuen Arbeiter — wenn er nicht jetzt darauf achtet, noch mehr in Fesseln schlagen als der alte Schmutz und die frühere Arbeitsmethode.

Wir kommen in einen Saal, der von Blech flirrt. In großen Scheiben wird hier das dünne weiße Blech geschnitten, es tangt und schiebt sich in Dugende von Maschinen, an denen Mädchen sitzen, bis zuletzt fertige Farbbüchsen aufgeschichtet werden können. Alles ist Mädchenarbeit! Im nächsten Saal wird geklebt und gepackt. Ich trete an eine Maschine, ein wahres Meisterwerk des menschlichen Erfindungsgeistes. An dem einen Ende hat ein Mädchen unaufrichtig zu tun, um Futter einzulegen, die Maschine klettert und eifert, sie wiegt und packt, verpackt und macht fertig, ein zweites Mädchen hat eifrig zu tun, um die fertige Ware in Kisten zu legen. Dort wo die Mädchen noch mit der Hand eifertieren und packen, wenn sie auch schon Maschinenhilfekraft haben, wird alles in Alford berechnet. So läßt sich die Nützlichkeit des einzelnen bis aufs äußerste ausnutzen, und das Wohlwollen der Gesamtheit immer wieder nach unten regulieren. An der großartigen Miesensmaschine, die im schnellsten Akkordeotempo arbeitet, haben die zwei Mädchen Stundenlohn. Jetzt sind sie es ja nicht mehr, die die Geschwindigkeit der Maschine nach ihrer Lust bestimmen können, sondern das klappernde und rasselnde Antierarbeiter mechanisch den ganzen Tag im gleichen Tempo, und die Mädchen müssen ebensoviele mitmachen, wenn ihnen nicht die Ware über die Hände flitzen soll.

Ich komme in einen neuen Miesensaal. Hier werden Farbenmüllarten hergestellt. Im weiten hellen Raum stehen Hunderte von Mädchen, alle gleich weiß gekleidet — es sieht ganz hübsch aus —, befehen lange Karrens, lassen Spindeln mit den verschiedenen Garnfarbenrollen laufen, klackern Stilletten, heben und heken, alles ist ja Stilletten. Alle jungen Mädchen der Stadt scheinen hier in diesen Räumen eingesperrt zu sein. Aber die berühmte Farbenfabrik tut auch etwas für sie! Sie hat z. B. eine ganze Schule eingerichtet, die der Hauswirtschaftslehre das junge Mädchen gibt. Da wird sie lernen, wie sie als junge Frau einmal abends, wenn sie mit dem Mann aus der Farbenfabrik kommt, für 28^h, 1/2 Pfg. ein nahrhaftes Mittagbrot kochen kann. Man wird sie natürlich auch Ordnung und Sauberkeit und alle diese ähnlichen guten und schönen Dinge lehren. Man sieht aber, auch solch Mädchenarbeitsfaß ist ein schönes Erziehungsinstrument, die Finger arbeiten da sehr sauber und exakt, das bringt Geld, bares Geld!

Wieder ein anderer Saal. Hier werden chemische Rohstoffe mittel gepackt. Der Raum ist hell und groß, die Mädchen sind sauber weiß angezogen, ihr Haar wird durch große hölzerne Säulen verdeckt. An den Wänden des Arbeitshauses stehen braune und gute Sprüchlein, vom Singen, welches die Arbeit fördert und vom Arbeiten, das den Genuß erhöhe und andres mehr. Selbstverständlich haben die Arbeiterinnen auch ihren Wohlfahrtsgesangverein, dort werden ihnen dielieder beigebracht, die sie hier während der Arbeit im Chor singen.

Die elektrische Glode geht durch den Saal, alles wirft die Arbeitsfäden weg und will hinaus an die frische Luft zur Mittagspause. Dann an der Tür haut sich die abflutende Masse der eben noch arbeitenden Hände. Sie bildet langsam vorrückend eine Schlange, jeder einzelne tritt an die Kontrolluhr heran. Die jetzt gerade 12 Uhr 2 Minuten zeigt, schiebt die Arbeits- und Kontrollmarke in einen Schiß — ein klingender Ton, der Stempel hat notiert, 12 Uhr 2 Minuten“ den Arbeitsfaß verlassen. Und immer wieder dieser selbe kurze geschäftsmäßige Ton: 12 Uhr 3 Minuten, 12 Uhr 3 Minuten, 12 Uhr 4 Minuten.

Wenn ich nicht sehr irre, hat Justus von Liebig die Chemie einmal eine Wohlthat genannt. Ich glaube an diesen Tage, daß sie eher ein Schicksal sei, der die heranwachsende Generation mißbraucht.

Bebels Erbschaft.

Die bürgerliche Presse aller Parteirichtungen beschäftigt sich mit der Hinterlassenschaft des Genossen Bebel und behauptet, daß Bebel als Millionär gestorben wäre. Die Artikel und Notizen der bürgerlichen Presse knüpfen meist an eine Nachricht des Partier Journals an, das berichtet hatte, daß Bebels Erben in der Erbschaftsdeklaration für die kaiserliche Verwaltung den Betrag von 1 170 000 Frank angegeben hätten. Diese Nachricht des Journals ist unwar. Bebels Erben haben eine Erbschaftsdeklaration bisher weder bei der Verwaltung in Zürich noch bei der einen andern Stadt abgegeben. Die Erbschaft, die etwa ein Drittel der angegebenen Summe betragen dürfte, ist bisher noch nirgends deklariert worden. Das von Bebel hinterlassene Vermögen stammt zum größten Teile aus einer Erbschaft, die er im Jahre 1904 gemacht hatte. Damals hatte ihn der bayrische Leutnant a. D. K. zum Miterben seines Vermögens eingesetzt. K. hatte außer Bebel einen Bruder bedacht, seine andern Geschwister jedoch nicht. Der Grund für die Enterbung waren Differenzen in der Familie, die mit Veranlassung waren, daß es zu einem ehrengerichtlichen Verfahren gegen K. kam, in dessen Verlauf dem Leutnant K. das Recht, die Uniform zu tragen, aberkannt worden war. In diesem Verfahren hatte K. den Genossen Bebel wiederholt um Rat gefragt und auch persönlich eine Zusammenkunft mit ihm gehabt. Nach dem Tode K.s erfuhr dann Genosse Bebel, daß aus dieser Verbindung heraus K. ihn zum Miterben eingesetzt hatte. K. war niemals Sozialdemokrat, ja er war Gegner der sozialdemokratischen Partei, wie aus seinen hinterlassenen Papieren und aus

der Abschrift einer Eingabe an Wilhelm I. hervorging. Das Wort Sozialdemokratie kommt im ganzen Testament nicht vor. Aus der ganzen Sachlage ergab sich, daß der Leutnant K. nicht die Partei, sondern Bebel persönlich für ihm persönlich geleistete Dienste mit der Erbschaft bedacht hatte. Das Testament war unanfechtbar. Die vom Erbe ausgeschlossenen Geschwister wollten das nicht glauben und wiesen eine Abfindungssumme von 100 000 ML, die ihnen Bebel bot, zurück. Dagegen willigten sie in einen Vergleich ein, nach dem der gewinnende Teil der gesamten Prozentsätze für alle Teile zu zahlen hatte. Vor dem Ulmer Landgericht ging der Prozeß für die Kläger verloren und die Begründung des Urteils brachte ihnen die Überzeugung, daß bei den folgenden Instanzen nichts mehr zu erwarten sei. Bebel trat aber aufs neue an die enterbten Geschwister des Leutnants K. heran, obgleich ein geschlichter Grund dazu nicht vorhanden war, denn die Erbschaft war ihm sicher. Die nicht bedachten Geschwister des Leutnants K. erklärten sich bereit, die Abfindungssumme anzunehmen, die ihnen Bebel bot.

Das gesamte Vermögen des Leutnants K. belief sich auf über 800 000 ML, wovon über 400 000 ML auf Bebel entfielen. Davon zahlte Bebel den nicht bedachten Geschwistern 132 000 ML, an die sozialdemokratische Partei gab er 45 000 ML, an arme Verwandte und Bekannte 18 000 ML, für Erbschaftsteuer und Gerichtskosten zahlte er 28 000 ML, so daß von der gesamten Summe von über 400 000 ML dem Genossen Bebel nur 182 000 ML, also nicht einmal die Hälfte, verblieben. Ist anzunehmen, daß irgendeiner von denen, die Bebel jetzt wegen seines Vermögens verdächtigen, im gleichen Maße so anständig und freigebig gehandelt hätte? Was Bebel über diese Summe hinaus an Vermögen erworben hat, stammt aus dem Ertrag seiner Bücher und Schriften, von denen z. B. Die Frau und der Sozialismus allein 51 Auflagen erlebte. Daß Bebel keine größten persönlichen Bedürfnisse hatte und bis zu seinem Tode so einfach lebte, wie er das seit Jahrzehnten gewohnt war, wissen alle die, die Gelegenheiten hatten, ihm im privaten und im öffentlichen Leben näher zu treten.

Gegenüber der gemeinen Verdächtigung, daß Genosse Bebel sein Vermögen im Ausland angelegt habe, um es der Kontrolle der deutschen Steuerbehörden zu entziehen und es nicht richtig versteuern zu brauchen, stellen wir ausdrücklich fest, daß Genosse Bebel für Jahr mit peinlichster Genauigkeit in Einkommen und Vermögen bei der Steuerbehörde deklarirte.

Wenn in der bürgerlichen Presse weiter „angenommen“ wird, daß Bebel als Mitglied der Parteivorstandes 6000 ML Jahresgehalt bezogen habe, so ist auch diese Behauptung aus den Papieren gelogen. Bebel hatte als Vorsitzender der Partei eine monatliche Entschädigung von 50 ML zu beanspruchen. Bebel hat diesen Betrag jedoch niemals erhoben, sondern diese 50 ML der Parteikasse überwiesen, worüber monatlich in der Parteiberichterstattung öffentlich quittiert worden ist. Ebenso unwar es, daß Bebel für die Mitarbeiterschaft an der Neuen Zeit ein jährliches Fixum von 3000 ML bezogen hat. Weiter ist unwar, daß Bebel vom Vorwärts ein Fixum bezogen hat. Auch für Artikel, die Genosse Bebel gelegentlich für den Vorwärts und die Neue Zeit schrieb, bezog er kein Honorar.

In seinem Testament hat Bebel der sozialdemokratischen Partei 20 000 ML vermacht und außerdem vermachte er 10 000 ML zu Unterhaltungszwecken dem Verein Arbeiterpresse. Ferner hat Bebel der Stadt Weimar 6000 ML vermacht und außerdem setzte er an sonstigen kleineren Legaten 3000 ML aus.

Die Einführung der Arbeitslosenunterstützung im Bauarbeiterverband.

beschäftigt diese Organisation bereits seit Jahresfrist. Die Frage steht jetzt erneut wieder zur Verhandlung. Im Herbst v. J. wurde in dem Verbandsorgan, dem „Grundstein“, eine sehr eingehende Diskussion über die Arbeitslosenunterstützung geführt, aus deren Verlauf sich eine Vorlage des Verbandsvorstandes an den ordentlichen Verbandstag in Jena im Januar d. J. entwickelte. Auf diesem Verbandstag wurde in Rücksicht auf die bevorstehende allgemeine Tarifbewegung im Baugewerbe die Frage der Einführung nur im Prinzip erledigt und die Vorlage selbst zur Umarbeitung einer Kommission überwiesen. Im übrigen wurde die Angelegenheit auf einen späteren Verbandstag vertagt, der über die Bohnbewegung zu entscheiden hatte.

Auf diesem außerordentlichen Verbandstag, der im Mai d. J. in Berlin stattfand, fand die in manchen Punkten verbesserte Vorlage nicht die Zweidrittelmajorität der auf dem Verbandstag anwesenden Delegierten, die für die endgültige Annahme vorgesehen war, und so wurde die Vorlage mit 154 gegen 297 Stimmen abgelehnt. Im Anschluß an diese Ablehnung fand ein Antrag Annahme, wonach die Kommissionsvorlage im „Grundstein“ veröffentlicht werden sollte, um den Zweigvereinen Gelegenheit zu einer Aussprache zu geben. Wenn sich bis zum 1. Oktober d. J. mindestens ein Viertel der Zweigvereine für die Einführung der Arbeitslosenunterstützung aussprechen werde, dann sollte damit der Verbandsvorstand beauftragt sein, einen außerordentlichen Verbandstag einzuberufen.

Diese Bedingung ist jetzt erfüllt. Es haben sich bis zu dem angelegten Termin rund 500 Zweigvereine für die Einführung der Arbeitslosenunterstützung ausgesprochen, in denen über die Hälfte der Verbandsmitglieder eingetragene sind. Der Verbandsvorstand wird deshalb einen außerordentlichen Verbandstag einberufen, der zu Anfang des Monats Dezember in Hamburg abgehalten werden soll.

In Vorschlag bringt der Verbandsvorstand die von der Kommission seinerzeit aufgestellte Vorlage. Da er nach reiflicher Erwägung sich nicht hat entschließen können, irgendwelche Änderungen vorzunehmen, die nach den früheren Anträgen aus den Zweigvereinen auf Zahlung der Unterstützung für das ganze Jahr usw. hinausläufen, so soll in den Monaten Januar und Februar keine Unterstützung gezahlt werden. Die Unterstützungsgelder sollen nach einer zweijährigen ununterbrochenen Mitgliedschaft und Leistung von 88 Wochenbeiträgen bei einem Wochenbeitrag von 40 Pfg. täglich 75 Pfg. betragen und sich von zwei zu zwei Jahren bis zur Mitgliedschaft von acht Jahren oder darüber auf 90 Pfg., 1,05 ML, resp. 1,20 ML steigern. Die Unterstützung erhöht sich bei den Beitragszeiten bis zu 90 Pfg. auf 1,40 ML, 1,50 ML, 1,70 ML, resp. 1,85 ML je nach der Mitgliedsdauer und soll für 48 Tage im Verlauf eines Jahres mit der vorher bezeichneten Ausnahme gezahlt werden.

Wenn der Verbandstag diesmal die Einführung beschließt, soll die Unterstützung mit dem 1. Juli 1914 beginnen für alle Mitglieder des Bauarbeiterverbandes, soweit sie an diesem Tage die vorgesehene Karenzzeit in der Organisation zurückgelegt haben.

Korrespondenzen.

Alt-Barthau I. Die am 7. Oktober einberufene Mitgliederversammlung befaßte sich hauptsächlich mit der Neuwahl des Vorstandes. Als erster Vorsitzender wurde Kollege Georg Brünn gewählt. Er betonte jedoch, den Posten nur bekleiden zu wollen, falls er von den Kollegen auch tatkräftig unterstützt würde und die ewige Rügelei, wie das bis dato war, aufhöre. Die Wahl eines Kassierers fiel auf Kollegen Alfred Reichel. Als Schriftführer wurde Kollege D. Krauten gewählt. 2. Als Kassierer wurden die Kollegen Großer und Grotwald und als Ersatzmann Kollege Sander gewählt. Die Abrechnung vom dritten Quartal verlas der Kassierer. Da sich kein Widerspruch erhob und die Revisionen alles in Ordnung gefunden hatten, wurde dem Kassierer Entlassung erteilt. Unter Vorsitzendem entspann sich wieder die alte Debatte, welche wir in jeder Versammlung haben, unter ewigen Schmerzensklagen die Auslegung des Tarifs seitens der Arbeitgeber. Hauptächlich ist es fast einmal der Herr Geschäftsführer der Firma Feiler u. Zimmert in Barthau, welcher, wie es scheint, für sich allein einen Tarif hat. Als ein Kollege sein Stück fertig hatte und den tariflichen Lohn verlangte (es handelt sich um Wasserzinsen im Bauphysik), wo der Herr Bogot den Bogen nicht bezahlen wollte, sagte er einfach, das be-

